Der Hausfreund

Zeitschrift für Gemeinde und Haus • Organ der Baptistengemeinden in Polen

Nummer 24 | 16. Juni 1929 | 35. Jahrgang

Schriftleiter: A. Knoff, Łódź, ul. Smocza 9a. Postadresse: A. Knoff, Łódź, skrz. poczt. 342

„Der Hausfreund“ ist zu beziehen durch den Schriftleiter. Er kostet im Inlande vierteljährlich mit Porto: 1—2 Ex. je Zł. 2.65, 3 u. mehr Ex. je Zł. 2.25. Nordamerika und Canada jährlich 2 Dol. Deutschland Mk. 8. Postscheckkonto Warschau 62 965. Gaben aus **Deutschland** werden an das Verlagshaus der deutschen Baptisten, Cassel, für Rechnung des „Hausfreund“ erbeten, aus **Amerika** und **Canada** an den Schriftleiter.

Geduld.

Kann ich im Dunkel Dich nicht sehen,
Noch Deine Führung recht verstehen —
Und wenn kein Stern am Himmel bliebe —
Ich zweifle nicht an Deiner Liebe!
Und muß ich leiden ohne Schuld,
Herr, lehre mich Geduld!

Voran in meines Jesu Namen!
Es streut der Landmann seinen Samen; —
Er harrt auf Sonnenschein und Regen,
Er weiß: „Von oben kommt der Segen,
Und währt's auch lang und scheint sie weit —
Sie kommt, die Erntezeit!“

Schickt Gottes Liebe Leid und Schmerzen,
So will Er nur in meinem Herzen
Die Glaubensfrucht zur Reife bringen.
Gewiß, ich werde Ihm noch singen
Aus meines Herzens tiefstem Drang
Den heil'gen Lobgesang.

Wohl schmerzen sehr des Vaters Ruten,
Des Feuerofens heiße Gluten; —
Geduld, Geduld! Ich will nicht klagen,
Mein schwaches Herz darf nicht verzagen. —
Ich habe ja der Kindschaft Pfand,
Ich bin in Gottes Hand. —

Mit Seiner Hilfe werd' ich siegen
Und nimmer, nimmer unterliegen.
Zwar zitternd, halt ich dennoch stille,
Denn heilig ist mir Gottes Wille;
Im Schmerz beseligt Seine Huld,
Drum nur Geduld, Geduld!

Ich habe gelernt.

Phil. 4, 11.

Der Apostel Paulus schrieb diese Worte aus der Gefangenschaft in Rom. Er tat einen Rückblick auf sein Leben voller Kampf, Leiden, Schwierigkeiten und Entbehrungen. Anderseits durfte er auch auf ein reichgesegnetes Leben zurückblicken, durfte er doch durch Gottes Gnade ganz Asien mit dem Evangelium erfüllen.

Aber das alles war für ihn nicht die Hauptsache, sondern die persönlichen, geistigen Werte, der reiche Gewinn, den er von all dem selber hatte. Alle seine Erlebnisse, seine schweren und angenehmen Erfahrungen waren für ihn eine Schule gewesen, darin er heilsame und wertvolle Lebenslektionen lernen durfte.

Wenn dieser tüchtige und erprobte Gottesmann sagt: „Denn ich habe gelernt," so ist von vornherein klar, daß er verschiedenes früher nicht fertig brachte. Er war in sich schwach und untüchtig zum Guten, verkehrt und unbrauchbar für den Dienst des Herrn. Das gilt vor allem für die Zeit vor seiner Bekehrung. Aber auch nachher war er noch nicht vollkommen, denn er bekennt: „Daß wir tüchtig sind, ist von Gott" (2. Kor. 3, 5). Und wiewohl er zur Ehre Gottes sagen konnte: „Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle," so fügt er doch gleich hinzu: „Nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die in mir ist." Ihm war es klar geworden, daß alle Führungen Gottes mit ihm in erster Linie nicht auf das abzielen, was er anderen Menschen und dem Reiche Gottes sein könne, sondern was er persönlich dabei gewinne für den inwendigen Menschen. Er geht von dem richtigen Grundsatz aus: „Zuerst lernen und dann lehren." Im Blick auf das einzelne Gotteskind hat der Herr auch Seine weisheitsvollen und erzieherischen Absichten. Durch Seine allgenugsame Gnade will Er die Seinen dahin bringen, daß sie rühmen dürfen: „Denn ich habe gelernt", und daß sie das Gelernte zur gegebenen Zeit und am richtigen Platz anwenden und auswirken.

Wie dient doch das zur Verherrlichung Gottes und wie wird es für andere zum mächtigen Ansporn, wenn ein Geretteter in Demut bekennen kann: „Ich habe gelernt, dem Herrn gehorsam zu sein! Jeder, der in die Nachfolge Jesu eingetreten ist, weiß aus eigener Erfahrung, daß das Kapitel vom Gehorsam durchaus kein leichtes ist. Gehorsam ist Anerkennung der göttlichen Hoheit und Macht. Sie ist die Ordnung, auf deren Grundlage sich die wahre Lebens- und Liebesgemeinschaft bildet und dauernd erhält zwischen Christus und Seiner Gemeinde. Gehorsam ist das Aufgeben des eigenen, verkehrten Willens, das Herabsteigen von der stolzen Höhe des Eigenlebens und der Selbstverliebtheit. Zum Gehorsam hin geht's durch Demütigungen hindurch, in denen das eigene Ich sterben muß. Der unbedingte Gehorsam ist, um ein Bild zu gebrauchen, so eine Art Uebersetzungsarbeit und zwar von der Theorie in die Praxis des täglichen Lebens. Mit der Bekehrung und der Herzenserneuerung ist der Geist des Gehorsams eingepflanzt, aber die Uebung des Gehorsams ist nicht etwas Fertiges, vielmehr muß er durch demütige und bestimmte Unterordnung unter den Willen Gottes gelernt und geübt werden. Gerade auf diesem Wege machen wir gute Fortschritte, daß wir sagen dürfen: „Ich habe gelernt."

Ist das vielleicht eine leichte Lektion? Keineswegs! Wer dieselbe richtig lernen will, muß verschiedenes erst verlernen. Er muß das Selbstvertrauen aufgeben, muß auf alles eigene Wissen und Können verzichten. Sind wir erst von unserer geistlichen Armut und unserem gänzlichen Unvermögen aufs tiefste überzeugt, so ist es gar nicht schwer, dem Herrn vertrauen, im Gegenteil, es ist ganz natürlich, nur von Ihm Hilfe zu erwarten. Dem Herrn von ganzem Herzen vertrauen, meint, im täglichen Leben alle kleinen und großen Anliegen Ihm übergeben und überlassen. Das können und wollen wir lernen und üben. Dann haben wir das frohe Bewußtsein, unser Geschick ruhe in den Händen des treuen und fürsorgenden Vaters, und Er lenke alles, wie es für uns gut und heilsam ist.

Nun geht es bei gesunder Entwicklung, beim Wachstum in der Gnade eine Stufe weiter; das Kind Gottes darf in tiefer Beugung erfahren: Ich habe Sanftmut und Demut gelernt! Ist das etwa eine leichte Lektion? Ist dieselbe den Christen angeboren? Warum fordert uns Jesus auf: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig"? Es gibt auch eine falsche Demut, die man an ihrem kalten, abstoßenden Wesen erkennt. Manche Christen verhalten sich gegen Andersdenkende so kalt und lieblos, daß man sich nur wundern muß. Ihr Parteigeist und ihr Hochmut läßt es ihnen nicht zu, mit anderen eine herzliche Gemeinschaft zu pflegen. Auch der Welt gegenüber zeigt sich die falsche Demut so eckig und unsympathisch, daß diese mehr abgestoßen als angezogen wird.

Es gibt „besondere" Fromme und „apart" Heilige, die es gut verstehen, sich selber zu verurteilen in der bestimmten Erwartung, von anderen um so mehr gelobt zu werden. Der alte Gottfried Daniel Krummacher kam zu

einer Frau, die sich dem Scheine nach für keine ernste Christin ausgab, dabei aber sehr selbstgerecht war. Sie fing an: „Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Prediger, was für ein miserables Geschöpf ich bin.“ „Das glaub' ich auch,“ war die kühle Antwort des feinen Menschenkenners. „Wie,“ fuhr ihn nun die demütige Frau an, „was haben Sie von mir gehört, was haben Sie gegen mich?“ Da haben wir es? So etwas ist scheinbare, aber nicht wirkliche Demut. Herr Jesus, schenke Du uns noch mehr den Geist der Sanftmut und Demut!

Auf dem Wege des Lernens zur Jesusähnlichkeit hin gibt es noch eine andere Lektion, und die heißt: Ich habe gelernt zu leiden ohne zu klagen. Die körperlichen und seelischen Leiden sind überall anzutreffen, bei allen Ständen und Gesellschaftskreisen. Sie werden nur von den Lebensfrohen und Willensstarken mit mehr Gleichmut getragen. Solche, die auf der Schattenseite des Lebens pilgern, kommen oft aus den Klageliedern nicht heraus. Manche körperliche und seelische Leiden sind auf erbliche Belastung zurückzuführen, was für Kinder und Nachkommen kein angenehmes Erbe ist. Andere Leiden haben ihre Ursache in einer unvernünftigen Lebensweise, in Sünde und Selbstverschuldung. Dagegen gibt es aber Leiden, die sind nach Gottes weisheitsvoller Anordnung eines der besten Erziehungsmittel. Manche Großen im Reiche Gottes werden im Leidens- und Reinigungstiegel zubereitet für ihren Dienst und die ewige Herrlichkeit.

Und schließlich dürfen auch wir lernen, in Wahrheit zu sprechen: Ich habe gelernt, mir genügen zu lassen. Es gibt Menschen, die sind immer unzufrieden, selbst dann, wenn sie viel Ursache hätten zum Danken. Andere sind bald zufrieden gestellt, aber auch gleich unzufrieden. Es gibt aber auch solche, die sind in allen Lebenslagen glücklich in dem Herrn. Paulus hat im Laufe der Zeit gelernt, von den äußeren Verhältnissen ganz unabhängig zu werden. Er war nicht mehr ein Spielball der Wellen, sondern ein Fels in den Wogen. Er hatte jenen herrlichen Gnadenstand und jene innere Ruhe erreicht, von der in Ebr. 13, 9 steht: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“ Und diese Festigkeit hat er nach zwei Seiten hin bewahrt: beim Ueberfluß haben und beim Mangel leiden. Seine vielseitige Arbeit, seine beschwerlichen Missionsreisen gaben ihm Gelegenheit genug, zu beweisen, daß er etwas Notwendiges und Heilsames gelernt hat. Und in dem Maße, wie wir von Jesus lernen, können wir auch anderen zum Segen werden.

(Ev. Botsch.)

Aus der Werkstatt

Am 23 Mai hatten die Abgeordneten der Kongreßpolnischen Vereinigung die Freude, nach Zduńska-Wola zu eilen, um in der schmucken von schattigen Bäumen umgebenen Kapelle der dortigen Gemeinde an der Tagung der diesjährigen Konferenz teilzunehmen. Ein freudiges Begrüßen fand schon auf dem Bahnhof unter den Abgeordneten und Gästen statt als der Zug hielt, dem die Vertreter verschiedener Gemeinden entstiegen. Es ist immer ein erhebendes Gefühl, wenn die Reichsgottesarbeiter, die sonst das ganze Jahr hindurch auf einsamem Posten stehen, das Panier des Herrn hochhalten und zur Treue der Kinder Gottes zu dem Panier des Herrn ermahnen, und die, die sich noch nicht unter dasselbe gestellt haben, dazu einladen, sich an einem Orte grüßen und ihre Erfahrungen austauschen dürfen. Die vielen Hindernisse, die sich ihnen bei ihrer Arbeit in den Weg stellen, entmutigen sie oft und machen sie unfähig, denselben in der Kraft Gottes zu begegnen. Es bringen die Umstände des Gemeindelebens auch oft Fragen mit sich, die dem Einzelnen unmöglich sind zu beantworten. Da sehnt sich der Einsame nach einer Gelegenheit, für eine Zeit aus den schweren, entmutigenden Verhältnissen herauszukommen und sie, wenn auch nur für eine kurze Zeit, zu vergessen. Er hat das Bedürfnis der Gemeinschaft und der Aussprache mit Brüdern, die ihn verstehen, die ihm raten und mit ihm beten können. Diese äußere Entspannung und das innere Stillewerden, die Gemeinschaft vieler Gotteskinder und der Austausch der Gedanken mit ihnen, die Gebetsgemeinschaft und die Erbauung durch Gottes Wort, die Berichte von den Arbeitsfeldern und die Belehrungen durch Vorträge und Referate, die Besprechungen gemeinsamer Unternehmungen in der Mission und Bekämpfung der Schäden, die die Mission hemmen wollen, bringen eine neue Atmosphäre, in der die angestrengten Kräfte und der sinkende Mut sich wieder sammeln und stählen und für neue Aufgaben fähig werden können. Und dies bedeutet für die Gemeinden, ja für das ganze Werk immer ein unberechenbares Mittel zur Förderung der Arbeit nach verschiedenen Seiten. Nicht alle Gemeinden erkennen das leider schon ganz, sonst würden sie jedenfalls durch mehr Abgeordnete auf den Konferenzen vertreten sein, die dann als Kanäle den Segen der Konferenz in die Gemeinde leiten könnten. Freilich spielen oft die Entfernung sowie der Kostenpunkt viel mit, daß mancher zurückbleibt, der sonst gerne zur Konferenz kommen möchte. Das sollte aber nicht zur allgemeinen Interesselosigkeit dem Werke des Herrn gegenüber

führen. Das Werk des Herrn kann nur dann bestehen, wenn ihm von jedem das ganze Interesse entgegengebracht wird. Da dieses nun nicht möglich ist durch den Besuch der Konferenz, so sollte doch jeder bestrebt sein zu erfahren, was auf der Konferenz vorgekommen ist. Die Abgeordneten haben nun zwar die Aufgabe, ihren Gemeinden nach Rückkehr von der Konferenz Bericht zu erstatten, was sie auch in den meisten Fällen tun. Doch können dieselben unmöglich alles genau so wiedergeben wie es stattgefunden, geschweige denn von den ausführlicher Berichten des Vereinigungskomitees, der verschiedenen Institutionen und Gemeinden, die doch das eigentliche Gepräge ausmachen. das die Vereinigung trägt. Dies kann aber nachgeholt werden durch das Protokoll, das in genügender Anzahl gedruckt ist, daß jede Familie ein Exemplar haben und Einblicke in dasselbe nehmen, ja gewissermaßen die Konferenz zu Hause ohne Reise und Reisekosten mitmachen kann. Die wenigen Groschen, die dasselbe kostet, sollte niemand scheuen, denn der geistige Wert wiegt den materiellen vielfach auf. Unser Verlag würde sich herzlich freuen, wenn die Gemeinden sofort reichliche Bestellungen machen möchten, da das Protokoll bereits versandfertig ist und mit demselben in beliebiger Anzahl gedient werden kann.

Die ersten Christen.

7. Stimmung der Heiden gegen das Christentum. Schluß.

Alle Staaten des Altertums haben im Grunde etwas Theokratisches, Rom nicht zum wenigsten. Wie das Staatsleben überall von Religion durchzogen ist, so ist auch das religiöse Leben ein Stück des politischen Lebens. Es ist Bürgerpflicht, die vaterländischen Götter zu ehren und in religiösen Dingen ebenso wie in allen übrigen den Gesetzen des Staates zu gehorchen. Das menschliche Leben geht nach allen Seiten im staatlichen auf, der umfaßt und regelt alle seine Gebiete. Der Heide vermag sich gar nicht vorzustellen, daß es irgend ein Gebiet des menschlichen Lebens geben kann, auf das sich die Macht des Staates nicht erstreckte. Ihm ist es gänzlich unverständlich, daß ein Mensch mit Berufung auf sein Gewissen, um Gottes willen, um Gott gehorsam zu sein, irgend einem Gesetze, einer Ordnung des Staates den Gehorsam verweigern zu müssen glauben kann. Der Staat selbst ist ihm so zu sagen Gott und seine Gesetze göttlicher Art. In Rom gipfelte dieser theokratische Zug im Kaiserkult. Was für Götter sonst der Mensch auch verehren mochte, das war privatsache, darin war der Staat überaus duldsam, aber den Kaisergott mußte er verehren, das war Bürgerpflicht. Das Verbrechen, die Majestät des Kaisers zu verletzen, und das Verbrechen, die öffentliche Religion zu verletzen, hingen aufs engste mit einander zusammen. In diesem Sinne trafen alle jene Vorwürfe wirklich zu. Das Christentum war in der Tat für den Römer staatsfeindlich, kaiserfeindlich, nichtrömisch, eine Opposition gegen die Staatsreligion und damit gegen den Staat selbst; und solange der Staat nicht auf anderen Grundlagen erbaut wurde, so lange konnte er nicht anders, er mußte das Christentum als eine verbotene Religion behandeln und verfolgen. „Ihr habt kein Recht zu existieren," das ist der immer wiederholte Ruf gegen das Christentum. Die Gerichtsverhandlungen gegen die Christen, wie sie uns in zahlreichen Märtyrerakten vorliegen, kommen immer an diesem Punkte zur Entscheidung, daß die Christen sich weigern, dem Kaiser göttliche Ehre zu erweisen. „Du mußt unsern Fürsten lieben" ruft der Prokonsul, um nur ein Beispiel aus tausenden zu geben, dem Märtyrer Achates zu, „wie es sich für einen Menschen geziemt, der unter den Gesetzen des römischen Staates lebt." Achates antwortete: „Von wem wird der Kaiser mehr geliebt als von den Christen. Wir bitten unaufhörlich für ihn um ein langes Leben, um ein gegen seine Völker gerechtes Regiment, um Friede während seiner Regierung, um das Glück der Heere und des ganzen Weltkreises." „Gut," erwiderte der Prokonsul, „aber, um deinen Gehorsam zu beweisen, opfere mit uns zu seiner Ehre." Darauf erklärte Achates: „Ich bete zu Gott für meinen Kaiser, aber ein Opfer für seine Ehre darf weder gefordert noch gewährt werden. Wer dürfte einem Menschen göttliche Ehre erweisen!" Auf diese Erklärung wird er zum Tode verurteilt. Der heidnisch-römische Staat, so lange er eben dieser heidnisch-römische Staat war, konnte nicht anders, als die Christen verfolgen. Indem diese dem Kaiser göttliche Ehre verweigerten, leugneten sie eigentlich den Staat in seinem tiefsten Grunde. Umgekehrt, hätten die Christen in diesem Stücke gehorcht, so hätten sie das Christentum in seinem tiefsten Grunde geleugnet. Hier liegt ein Konflikt, der keine Ausgleichung zuläßt, der nur durch einen Kampf auf Leben und Tod weggeschafft werden kann. Erst als der Kaiser selbst sich vor dem höchsten Gott beugte, erst als das Christentum selbst Grundlage des Staates wurde, hatte die Verfolgungszeit ihr Ende erreicht.

Zunächst schlummerte dieser Konflikt freilich noch in der Tiefe. Er konnte erst hervortreten, nachdem das Christentum auch für heidnische Augen sichtbar sich aus der Hülle des Judentums herausgeschält hatte. In der ersten Zeit konnten die Heiden das Christentum nur als jüdische Sekte betrachten. War es doch nicht nur aus dem Judentum hervorgegangen, sondern hatte auch mit dem Judentum das Alte Testament, die Verehrung des einen unsichtbaren Gottes und den Messiasglauben gemeinsam. Daß eine Partei unter diesem wunderlichen Volke glaubte, der Messias sei schon erschienen und diesen erschienenen Messias verkündigte, während die andere diesen angeblichen Messias verwarf, war in den Augen der Heiden nur ein innerjüdischer Streit, dessen Bedeutung sie nicht zu würdigen vermochten. Kannten sie diese unruhigen Judengemeinden doch gar nicht anders als in beständiger Erregung, bald über diesen, bald über jenen Punkt ihres Glaubens streitend, für die Heiden lauter Streit über nichts. So als jüdische Sekte hatten die Christen auch Teil an dem Schutze, den das Judentum als erlaubte Religion genoß. Nach römischem Rechte war es nicht erlaubt, ohne Genehmigung des Staates fremde Götter und Kulte einzuführen. Zwar eine bloße Privatverehrung fremder Götter war der Natur der Sache nach schwer zu hindern, aber gottesdienstliche Vereine fielen zugleich unter den Begriff der Kollegia, deren es viele gab, teils zu bürgerlichen Zwecken, als Kollegia von Berufsgenossen, als Genossenschaften für die Beerdigung, Toten- und Begräbniskassen, teils auch zu gottesdienstlichen Zwecken, zur gemeinsamen Verehrung einer Gottheit. Solche Kollegia bedurfte einer besonderen Genehmigung. Ohne diese waren sie unerlaubt, und die Teilnahme daran wurde streng bestraft. Es sollte die Mitglieder dieselbe Strafe treffen, wie diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand öffentliche Plätze oder Tempel besetzen, die Strafe der Majestätsverbrecher. Ohne ihren Zusammenhang mit dem Judentum wäre die Christengemeinde sofort unter diese Gesetze über unerlaubte Kollegia gefallen und hätten dem gegenüber schwerlich auskommen können. Jetzt galten sie, auch nach dem sie sich bereits von der Synagoge getrennt hatten, den Römern noch immer als Judengemeinden und blieben so nicht nur unbehelligt, sondern mehr als einmal war es das römische Recht, das dem jungen Christentum Schutz bot gegen den fanatischen Haß der ungläubigen Juden. Paulus beruft sich mit Erfolg auf sein römisches Bürgerrecht, und in Korinth weist der Prokonsul Gallio die Juden mit ihrer Anklage gegen Paulus von seinem Richterstuhl ab mit der Erklärung, daß er nicht gesonnen sei, über ihre Streitfragen zu richten.

Andererseits überkamen die Christen damit auch den ganzen Haß, der auf den Juden in reichstem Maße lastete. Dieser Haß nahm nicht ab, sondern zu, je unruhiger die jüdische Welt von Jahr zu Jahr wurde. Die Erregung in Palästina wuchs, immer höher flammte der Fanatismus von der pharisäischen Partei geschürt auf, die messianischen Erwartungen steigerten sich, und nachdem sie den wahren Messias im Unglauben verworfen, schauten sie um so schwärmerischer nach einem Messias aus, wie sie ihn hofften, einem Messias, der das immer drückender werdende römische Joch zerbrechen sollte. Im heiligen Lande zogen sich die Wolken schon zusammen zu dem furchtbaren Wetter, welches bald über das unglückliche Land hereinbrechen sollte. Bei der engen Verbindung, in der die Judengemeinden des ganzen Reiches mit Jerusalem standen, teilte sich die dortige Erregung allen mit; überall standen dieselben Parteien wie dort einander gegenüber, überall stritt man aufs lebhafteste über den gekommenen oder kommenden Messias. So unruhig wurden die Juden in Rom, daß der Kaiser Klaudius sie aus der Stadt vertrieb. Wenn Sueto als Grund dieser Vertreibung angibt, die Juden hätten auf Antrieb des Chrestos beständige Unruhen erregt, so spiegelt sich in diesem Berichte doch die wahre Ursache ab. Den der Chrestos, von dem Sueto redet und den er für einen damaligen Anführer der Juden zu halten scheint, kann nur Christus sein, wie denn die Wortform Chrestos statt Christus öfter vorkommt. Es war der Kampf um den erschienenen oder noch zu erwartenden Messias, der die Juden erregte. Kehrten die Juden auch bald zurück, so waren sie doch den Römern in steigendem Maße verdächtig und traf sie jetzt mancherlei Ungunst.

Unterdessen mehrte sich die Zahl der Christen rasch, namentlich in Rom selbst. Paulus fand dort schon eine bedeutende Gemeinde vor, und durch seine Arbeit, während er als Gefangener zwei Jahre in einer Miethwohnung lebte, wuchs sie noch ansehnlich. Ganz konnte sie den

Heiden schon als besondere Gemeinde nicht verborgen bleiben, und mochten sie dieselbe immer noch als eine Fraktion im Judentum betrachten, als solche wurde sie jetzt doch auch schon angesehen. Freilich war die Folge davon nur noch größerer Haß, noch tiefere Verachtung. Die Christen erschienen den Heiden als die gefährlichste Fraktion des Judentums, noch unsinniger, noch feindlicher gegen alles römische Wesen, gegen alles, was in ihren Augen groß, edel und gut war, als die übrigen Juden. Das Judentum war doch noch eine Nationalreligion, das Christentum ganz antinational, und diese antinationale Religion fraß mit ihrem Aberglauben unter den niederen Ständen rasch um sich. Sie widersprach allem, was man bisher für heilig gehalten, und ließ sich nur erklären als selbst aus dem Hasse gegen alles Menschliche hervorgegangen. Die dem Christentum feindlichen Juden schürten, so viel sie konnten, den Widerwillen und Haß der Heiden gegen die Christen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie besonders die schrecklichen Gerüchte über die Christen ausbreiteten und unterhielten, die jetzt schon auftauchten und nur zu leicht geglaubt wurden, die Gerüchte von den Gräueln, welche die Christen in ihren geheimen Versammlungen treiben sollten, von Menschenfleischesser und Unzucht.

Starke Gemeinden.

Die erste und vornehmste Bedingung einer starken Gemeinde ist das Erfülltsein von dem Heiligen Geist. Nicht Zahlen, nicht Reichtum, nicht Organisation, nicht Geld, sondern der Heilige Geist muß die treibende Kraft sein. In der Theorie wird dies wohl auch von niemand bestritten, wie verhält es sich aber in der Praxis? Wo diese Bedingung erfüllt ist, mögen die Zahlen noch so klein sein, mögen die Glieder noch so arm sein, da ist aber eine starke Gemeinde. Der Heilige Geist in der Gemeinde wird diese bald als eine Macht in der Umgebung bemerkbar machen. Das Leben der Glieder wird ein derartiges sein, daß man es ihnen abfühlt, daß der Geist des Glaubens und der Stärke bei ihnen ist, und der Einfluß, der von einer solchen Gemeinde ausgeht, wird ein wohltuender sein. Wenn die Aeußerlichkeiten der Religion auch vollständig beobachtet werden, die Gottesdienste anziehend, der Gesang schön, die Begleitung des Gesanges entzückend und die Predigt gut ist, fehlt aber das geistliche Leben, dann ist die Gemeinde schwach, auch wenn sie viele Glieder zählen sollte und man bei ihren Gliedern von großem Reichtum reden könnte. Im anderen Falle aber, auch wenn die Gemeinde klein und arm, sie aber erfüllt ist vom Heiligen Geist und Er ungehindert in derselben und durch dieselbe wirken und Seine göttliche Macht entfalten kann, ist sie stark. Der Herr gebe uns viele solche starke Gemeinden!

Sechs Hauptfehler bei der Erziehung.

Von einer guten, gediegenen Erziehung der Kinder hängt ihr zeitliches und ewiges Glück ab. Gut erzogene Kinder wiederum werden zu starken Stützen für Kirche und Staat, wenn sie heranreifen, und tragen die Keime für deren sicheren Fortbestand in sich. Wer von den Eltern wollte daher nicht dieser ihrer hohen Aufgabe gerecht werden und all das vermeiden, was den sicheren Erfolg ihrer Bemühungen gefährden oder ganz vereiteln könnte?

Der erste Hauptfehler bei der Erziehung ist das böse Beispiel der Eltern und Hausgenossen, besonders häuslicher Unfriede, Kälte in der Religion, Trunksucht, Unehrlichkeit, Gewinn- und Habsucht. Ein böses Beispiel ist für die Kinder wie eine verpestete Luft, die sie täglich einatmen.

Der zweite Hauptfehler sind die bösen Reden in Gegenwart der Kinder, nicht allein die unehrbaren, sondern auch die lieblosen, rachsüchtigen, hochmütigen und vergnügungssüchtigen Reden.

Der dritte Hauptfehler ist die Uneinigkeit der Eltern und Hausgenossen in der Behandlung der Kinder, wenn nämlich bald der eine bald der andere mit ihnen hält, sie an sich zieht und den anderen abwendig macht; sowie auch die Uneinigkeit der Eltern mit der Schule und dem Lehrer, mit der Gemeinde und dem Prediger.

Der vierte Hauptfehler ist das Verziehen der Kinder in den ersten Lebensjahren, besonders das Verziehen des ersten Kindes, weil die spätere Erziehung sich danach richtet. Je früher mit der Erziehung begonnen wird, um so besser ist es.

Der fünfte Hauptfehler ist die Behandlung des Kindes nach Laune und Willkür

und nicht nach vernünftigen Regeln und Grundsätzen.

Der sechste Hauptfehler ist das unaufhörliche Drohen, Tadeln und Schelten wegen Fehler der Kinder. Wenn sie sehen, daß nie mit den Drohungen Ernst gemacht wird, so stumpfen sie ab, und alle Worte sind vergeblich.

(Abendschule.)

Der Neid.

Der Neid ist eine der niederträchtigsten Leidenschaften. Er raubte Naboth den Weinberg, veranlaßte Absalom, seinem Vater nach dem Thron und Leben zu trachten. Neid zerstört all die edleren und besseren Regungen der Seele, all die schönsten Züge im menschlichen Charakter. Er ist „ein Eiter in den Beinen" und, wie der Rost das Eisen, zerfrißt er alles Ehrgefühl und alle Männlichkeit; er gibt schlaflose Nächte und unruhige Tage. Chrysostomus sagte: „Der Neid ist das Pferd, worauf der Teufel gerne reitet." Er ist der Ausfluß und das deutlichste Merkmal der natürlichen Selbstsucht des gefallenen Menschen. Zudem ist er gänzlich nutzlos; er hilft niemand; er verändert nichts an der Sachlage; er gewinnt nichts. Aber wenn auch der Neid keinen Gewinn bringt dem, der ihn nährt, so kann er doch anderen zum großen Schaden werden. Eine jede Leidenschaft sucht Ausdruck in der Tat. Schlangenartig und listig ist er in der Art und Weise seiner Wirkung. Wie der Meuchelmörder, erdolcht der Neid den Charakter hinterrücks, streut das Gift der Verleumdung aus hinter dem Rücken seines Opfers, während er vielleicht demselben ins Angesicht Freundschaft heuchelt und scheinbar Achtung zollt. Kurz, dem Neid ist kein Mittel zu schlecht, keine Handlungsweise zu niederträchtig, um zu seinem teuflichen Zweck zu gelangen und dem Gegenstand seiner Mißgunst Schaden zu tun. Er bekundet somit seine Abkunft und legitimiert sich als Ausgeburt der Hölle. Durch den Neid hat der Satan seinen Platz im Himmel verloren. Der Neid darf keinen Platz im Herzen des Christen haben. Das sündenreinigende Blut des Sohnes Gottes allein kann ihn aus dem Herzen ausmerzen.

Der Stein auf dem Wege.

Vor langer Zeit lebte ein König, der seine Freude daran hatte, seinem Volke gute Gewohnheiten beizubringen. „Schlechtes Glück kommt nur den Faulen und Gleichgültigen," pflegte er zu sagen: „Gott gibt aber fleißigen Arbeitern auch das Gute dieses Lebens."

Eines Abends ließ er einen großen Stein in die Mitte der Landstraße legen, die an seinem Palast vorbeiführte, und stellte sich am andern Morgen ans Fenster, um zu beobachten, was die Vorübergehenden tun würden.

Frühmorgens kam ein rüstiger Landmann, namens Peter, mit einem mit Korn beladenen, schweren Ochsenwagen des Weges.

„O, das faule Volk!" schrie er, indem er die Ochsen nach einer Seite des Weges lenkte. „Da liegt dieser Stein gerade in der Mitte des Weges, und keiner gibt sich die Mühe, ihn fortzuschaffen!" Er fuhr weiter, scheltend über die Faulheit anderer Leute, ohne daß es ihm in den Sinn kam, selbst den Stein anzurühren.

Dann kam ein junger Soldat singend des Weges. Sein Helm war mit bunten Federn geschmückt, ein großes Schwert hing an seiner Seite, es machte ihm Freude, sich seiner im Kriege verrichteten Heldentaten zu rühmen, aber er hielt den Kopf so hoch, daß er den Stein gar nicht bemerkte, sondern über denselben strauchelte und zur Erde fiel.

Dies machte seinem fröhlichen Singen ein Ende; er sprang auf und fing an, auf das Landvolk zu schelten.

„Das dumme Volk!" rief er aus, „das so wenig Vernunft hat, einen Stein wie diesen mitten auf dem Wege liegen zu lassen." Dann ging er weiter, aber mit seinem Singen war's vorbei.

Eine Stunde später kamen sechs Handelsleute mit vollbeladenen Packpferden daher. Sie waren auf dem Wege nach einem Jahrmarkt, der in der Nähe des Dorfes gehalten werden sollte. Als sie den Stein erreichten, war der Weg so schmal, daß kaum Platz für ihre Pferde zwischen demselben und der Mauer war.

„Hat jemand je so etwas gesehen?" sagten sie. „Seht da den großen Stein auf dem Wege, und nicht ein einziger Bauersmann ist zu finden, der ihn fortschaffen wollte!"

Nun ließ der König sein Volk auffordern, an einem gewissen Tage in der Nähe des Palastes zu erscheinen; er habe ihnen etwas zu sagen.

An dem bestimmten Tage sammelte sich eine große Schar, Männer und Frauen, an dem Wege. Unter ihnen waren nicht nur der alte Peter und der junge Soldat, sondern auch die sechs Handelsleute.

„Ich hoffe, der König wird nicht entdecken, was für ein faules Volk er um sich hat!" sagte Peter.

Bald ließ sich Trompetenschall vernehmen, der König kam heran. Er ritt bis an den Stein, saß ab und redete die Versammlung folgendermaßen an.

„Meine Freunde, ich war es, der vor drei Wochen diesen Stein hierher geschafft hat. Jeder von euch hat ihn gesehen, und doch hat jeder ihn liegen lassen, gerade wo er war, während er seinen Nachbar schalt, daß nicht dieser ihn weggeschafft habe."

Hierauf bückte er sich und wälzte den Stein weiter. Unter demselben war eine runde, hohle Stelle, in welcher ein kleiner eiserner Kasten stand. Der König hob den Kasten auf, hielt ihn hoch empor, so daß jedermann sehen konnte, was auf demselben geschrieben stand. Die Worte lauteten: „Für den, der den Stein aufhebt."

Er öffnete den Kasten, kehrte ihn um, und was fiel heraus? Ein wundervoller goldener Ring samt zwanzig blanken Goldstücken.

Dann wünschte natürlich jedermann, daß er doch den Stein fortgewälzt hätte, statt um ihn herumzugehen und sich über andere zu beklagen.

So verlieren noch heute viele Leute einen Preis, weil sie es für bequemer halten, an andern etwas auszusetzen als selbst das Werk zu tun, das vor ihnen liegt. Solche Leute pflegen nicht die Schuld auf sich selbst zu schieben, sondern schieben alles dem ungünstigen Geschick und den schlechten Zeiten zu.

Nicht sichtbar, aber spürbar.

Wie oft hören wir heute noch die törichten Worte: „Ich glaube nur, was meine Augen sehen, und einen Gott habe ich nicht gesehen." Und doch glauben alle an viele und wichtige Dinge, die nicht sichtbar sind. Wir glauben an die Röntgenstrahlen, die durch feste Körper gehen und von unwägbarer Kraft sind obwohl wir sie nicht sehen. Wir glauben an das Radium, das wunderbare Heilkräfte hat, obwohl wir diese Kräfte nicht sehen. Wir glauben an die Höhensonne, deren Heilkräfte gerade in den ultravioletten Strahlen liegen, die unsichtbar sind. Wir glauben an die Ausstrahlungen der Sterne, die auf das Wachstum der Pflanzen bei Nacht einen geheimnisvollen Einfluß haben, obwohl diese Strahlen kein Auge erkennt. Wir glauben an den Magnetismus in leblosen und belebten Körpern, obwohl ihn niemand sehen kann. Wir glauben an die Wünschelrute, mit der Menschen von besonders empfindsamen Nerven unterirdische Wasseradern feststellen. Wir glauben an die Elektronen, die um die kleinsten unsichtbaren Teilchen der Welt, die Atome, in rasender Geschwindigkeit kreisen und eine Kraft besitzen, die in einem Kilogramm Kohle so stark sind, daß sie einen Ozeandampfer 50 Jahre nach Amerika und zurück treiben könnten, wenn es gelänge, sie zu entbinden. Wir glauben an das Radio, an die Rundfunkwellen, die mit Lichtgeschwindigkeit sich verbreiten, keinen körperlichen Widerstand kennen und von niemand gesehen werden.

Wir glauben an Homöopathie und Biochemie, die mit Verdünnungen von Heilmitteln bis zur zwölften Dezimale, also einer Billion, wunderbare Heilungen erzielen, obwohl auch ein bewaffnetes Auge diese Verreibungen unmöglich sehen kann. Wir glauben an den Blutkreislauf, obwohl man jetzt feststellt, daß nicht das Herz den Blutstrom in Bewegung setzt, sondern der Blutsstrom das Herz. Aber niemand sieht die Kräfte, die diese Lebensbewegung hervorrufen.

Alle diese Kräfte sind unsichtbar, aber spürbar und darum erkennbar, vorausgesetzt, daß wir gesunde Sinne haben. Es ist darum mindestens sehr oberflächlich, wenn jemand sagt: „Ich glaube nur, was ich sehe." Und geradezu töricht ist es, daraus den Schluß zu ziehen: „Was ich nicht sehen kann, das existiert nicht." Darum sagt die heilige Schrift: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott!"

(Der Wahrheitszeuge.)

Dankbarkeit des Christen Pflicht.

Eine Haupteigenschaft eines Christen ist Dankbarkeit. In seiner Schilderung der Heidenwelt im ersten Kapitel des Römerbriefes sagt Paulus unter anderem von derselben, daß sie Gott „nicht gedankt" habe. Der Christ soll nicht undankbar sein wie die Heiden. Jeder Tag soll für ihn ein Danktag sein. Ein tägliches Erkennen der Güte Gottes wird ihn zur täglichen Danksagung anleiten, so daß, wenn der jährliche Danktag heranrückt, sein Herz und seine Lippen von aufgehäuftem Dank überfließen. Blicken wir auf die persönlichen und die allgemeinen, auf die leiblichen, sozialen, geistlichen und nationalen Segnungen, welche uns in den verflossenen Jahren geworden sind, so sollte uns das gewiß veranlassen, auszurufen: „Wie sollte ich dem Herrn vergelten alle seine Wohltat, die Er an mir tut?" Da sollte es im tiefsten Gemüt widerhallen: „Tausend, tausendmal sei Dir, großer König, Dank dafür!

Ein Dankesleben.

Wir sollen Gott nicht mit dem Munde allein danken, sondern wir sollen auch unsere Verpflichtungen Ihm gegenüber erkennen. Der eine Weg, wie wir uns in der Zukunft Gottes Wohlgefallen sichern können, ist der, daß wir seine Segnungen genießen, benutzen und anwenden zu Seiner Ehre. Mögen wir uns dieser Verantwortlichkeit Gott gegenüber recht bewußt werden! Mögen wir unsere Pflichten gegen uns selbst, unsere Mitmenschen, unsere Familien, das Reich Gottes in einer ernsten, gewissenhaften, Gott wohlgefälligen Weise erfüllen! Unser ganzes Leben sollten wir Gott zum Dankopfer weihen. Die beste Danksagung ist das Dankesleben. Laßt uns die Kreatur nicht mißbrauchen, sondern heiligen durch Gottes Wort, Gebet und Danksagung. Laßt uns mit den Gaben, welche Gott uns verleiht, Ihm und seinem Werke dienen, laßt uns Gutes tun an allen Menschen, allermeist aber an des Glaubensgenossen, dann werden wir auch zu Seiner Zeit ernten ohne Aufhören.

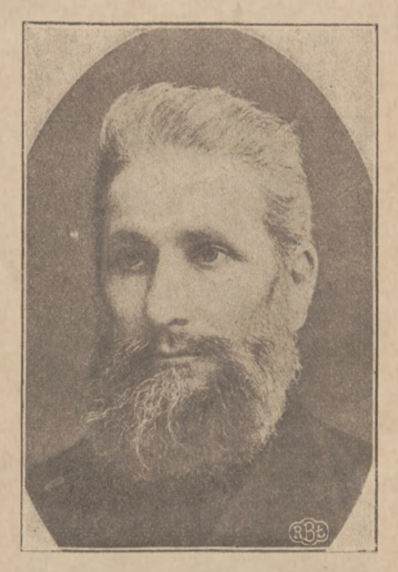
Gemeindeberichte

50 Jahre

Baptistengemeinde Lodz, Nawrotstr. 27.

Fortsetzung.

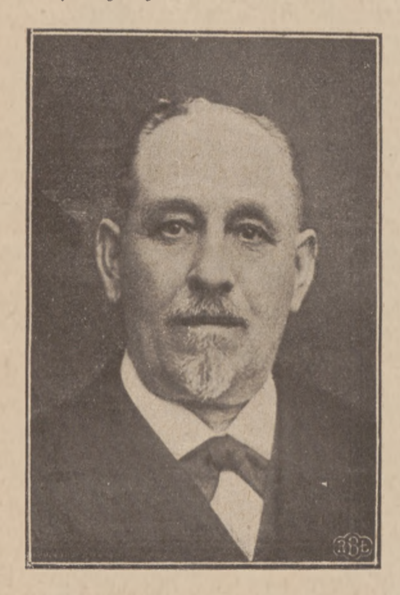
Nach dem Tode des Predigers K. Ondra blieb die Gemeinde einige Zeit predigerlos und erbaute sich an den Sonntagen meistens durch Lesegottesdienste, dann berief sie den Prediger August Liebig aus Odessa zu ihrem Seelenhirten. Prediger Liebig wurde in Polen, besonders aber in Lodz bekannt, als er im Jahre 1886 zu den Feierlichkeiten des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums nach Kicin kam. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch die schon selbständige und groß gewordene Gemeinde Lodz.



August Liebig,
Prediger der Gemeinde von
1887—1889.

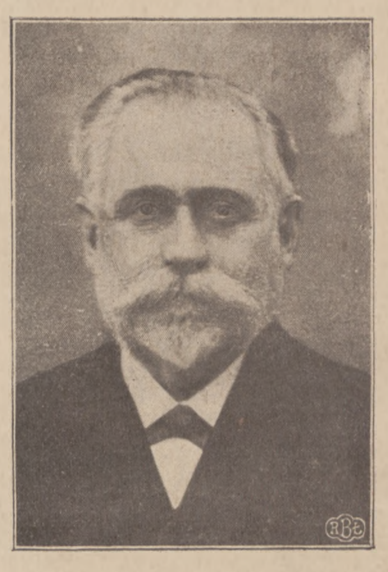
Der Eindruck, den der Besuch auf die Mitglieder der Lodzer Gemeinde gemacht hatte, war so groß, daß nach Ondras Tode die Gemeinde sofort an die Berufung des Predigers August Liebig dachte. Prediger Liebig erkannte darin den Willen Gottes und kam nach Lodz. Zu den guten Eigenschaften, die ihm als Boten Gottes eigen waren, gehörte vor allen Dingen seine christliche Demut und Bescheidenheit so=

wie sein aufopfernder Liebeseifer. Er war mit einer seltenen Predigerbegabung ausgerüstet, besonders zur Erbauung der Gemeinde. Mit besonderem Nachdruck predigte er die Notwendigkeit der Heiligung. Sein entschiedenes Wesen im Christentum und in der Nachfolge Jesu hatten unauslöschliche Spuren hinterlassen. Man kann Prediger Liebig, was den inneren Ausbau, die Vertiefung des Glaubenslebens betrifft, zu den anderen epochemachenden Predigern zählen. An die Stelle der Evangelisationspredigt des Predigers Ondra trat die Heiligungspredigt von Prediger Liebig. Diese etwas anders eingestellte Art der Wortverkündigung war den Lodzern fremd und mußte für sich erst noch Freunde werben. Dann kam noch die ganz anders sich gebende Art Liebigs bei den Hausbesuchen. Prediger Ondra hatte mit seinen Mitgliedern im Alltagsleben die denkbar größte Fühlung gehabt, er hatte sehr viel Zeit für die Hausbesuche übrig. Prediger Liebig war knapp und entschieden, wenn er die Mitglieder besuchte. Trotzdem hatte seine Predigt Erfolg, die Heiligung in der Gemeinde nahm zu.



Johann Eichhorst,
Prediger der Gemeinde von 1889—1897.

Wenn bis dahin die Haupttätigkeit der Lodzer Prediger auf den Ausbau der Gemeinde und ihrer alten Station Effingshausen gerichtet war, so beginnt mit Bruder Liebig in klarer Erkenntnis der Drang nach außen. Um in den umliegenden Nachbarstädten die Arbeit erfolgreich gestalten zu können, schaute sich Prediger Liebig nach entsprechenden Helfern um. Der Weckruf, die Frohe Botschaft sollte vielen in der Umgegend gebracht werden. Johann Eichhorst wurde von der Färberkufe weg zum Boten Gottes gerufen. August Liebig hat durch sein freundliches Drängen Br. Eichhorst überzeugt und gewonnen. Albert Gutsche, der frühere Sonntagsschuloberlehrer, wurde in derselben Erkenntnis zum Helfer von der Gemeinde angestellt.



Albert Gutsche,
Prediger an der Gemeinde von 1888—1904, war einer der ersten Mitglieder der Gemeinde Lodz, diente später den Gemeinden Radawczyk und Zgierz.

In Zgierz und Pabianice wurde mit der Wortverkündigung begonnen. Der unlängst gegründete Männerchor war eifrig bemüht, die Evangelisationsbestrebungen zu unterstützen. — Mitten in diese wieder aufblühende Arbeit kam der Ausweisungsbefehl an Prediger August Liebig. In drei Tagen mußte Pred. Liebig Lodz verlassen. Pred. Albert Gutsche blieb in Lodz zurück mit Br. Eichhorst als Helfer für die Stationen.

Die Wirksamkeit der Prediger Gutsche und Eichhorst leitete den zweiten großen Aufschwung in der Gemeinde ein. Beide waren mit großen evangelistischen Fähigkeiten ausgerüstet. Die geistreichen, hinreißenden Predigten lockten sehr viele Zuhörer in die Kapelle. Gutsche und Eichhorst, beide suchten die früheren Arbeits-

weisen der Pred. Ondra und Liebig beizubehalten und sie für die Ausbreitung des Evangeliums nutzbar zu machen. Pred. Gutsche hatte mit feinem Takt verstanden, das Besuchen seiner Mitglieder mit dem tiefen, heiligen Ernst des Heiligungslebens zu durchdringen. Ein großer Teil der Baptistenmitglieder wohnte zu jener Zeit gemeinsam in den großen Häusern an der Widzewska- und Wólczanskastraße. Pred. Gutsche versammelte seine Mitglieder mit den anderen Hauseinwohnern in einer größeren Wohnung zu Gebetsandachten an Wochentagen. Es war eine fruchtbare Hausmission. Und alle kamen dann zu den Gottesdiensten. Die Kapelle konnte bald die vielen Menschen nicht mehr fassen. Fast jeden Sonntag konnten die Prediger die Suchenden zu Nachversammlungen zurückbehalten. In der Fabrik wurden die Baptisten von den Suchenden befragt und konnten Vielen Aufschluß geben über die wahre Stellung des Menschen zu Gott. In jener Zeit, von 1890 bis 1895, gab es ein großes Fragen nach dem Seelenheil in unserer Stadt. Alle Mitglieder hatten viel zu tun in den vielen zu voller Blüte sich entfaltenden Vereinen und Missionsbestrebungen.

Pred. Eichhorst hielt das zweite Missionsziel des Pred. Liebig im Auge und sah seine Hauptaufgabe im Besuch und der Pflege der neuentstandenen Stationen in Zgierz, Pabianice, Baluty. Seiner aufopfernden Tätigkeit in der Zeit, als unsere Nachbarstädte meistens zu Fuß nur erreichbar waren, haben wir es zu danken, daß heute in diesen Städten selbstständige Gemeinden mit eigenen Kapellen bestehen. Sein Ernst, sein Evangelisationseifer sammelte die ersten Geschwister an diesen Orten. In Pabjanice schien es zunächst am besten in der Entwicklung der Gemeinde voranzugehen. Nach vier Jahren übernahm Pred. Eichhorst die Station Pabjanice, übersiedelte dorthin und bald darauf wurde Pabjanice selbständig.

Fortsetzung folgt.

Wochenrundschau

Aussatz heilbar. In Cuilion, auf den Philippinen, dem größten Aussätzigen Asyl der Welt, das 600 Insassen hat, konnten bisher 1000 Symptomfreie entlassen werden. Die Behandlung geschah auf die Art von Dr. Muir, von der Tropenmedizinschule in Calcutta durch Einspritzung von Calium jodatum bis zu 14,4 gr. täglich. Trotzdem die Behandlung sehr schmerzhaft ist, drängen sich die Aussätzigen dazu, weil die Heilung nur 6 Wochen in Anspruch nimmt. Man hofft, mit dieser Behandlungsweise auch die vielen sich versteckt haltenden Aussätzigen in der Welt heranzuziehen, und so der Verbreitung dieser Krankheit wesentlich zu steuern.

Die Griechische Regierung hat verfügt, daß den Gemeinden orthodoxer Christen, die wegen der Einführung des gregorianischen Kalenders sich von der Kirche getrennt hatten, besondere Kirchen zur Verfügung gestellt werden, in denen sie nach dem alten Kalender feiern dürfen.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß Präsident Gil bereit sei, mit der katholischen Kirche in Unterhandlungen einzutreten, wodurch der lange, bittere und zum Teil blutige Kampf, der seit Jahren in Mexiko zwischen dem Staat und der katholischen Kirche geherrscht hat, eine friedliche Beilegung finden soll. Präsident Gils Erklärung ist eine Antwort auf eine Kundgebung des mexikanischen Erzbischofs Ruiz, in der er vor einiger Zeit in Washington sagte, er sei davon überzeugt, daß sich der leidige Streit bei einem guten Willen auf beiden Seiten beilegen lassen werde, und daß die katholische Geistlichkeit Mexikos jederzeit bereit sei, mit den staatlichen Behörden zusammenzuarbeiten, so lange ihr selber die zum Leben des Glaubens nötigen Freiheiten nicht zu sehr beschnitten werden. Wann oder wo etwaige Besprechungen stattfinden werden, läßt sich noch nicht sagen, denn Präsident Gil will noch auf eine weitere Kundgebung des Erzbischofs von Mexiko warten. Die mexikanischen Gesetze verbieten, direkte Verhandlungen mit dem Vatikan, aber Präsident Gil würde nichts gegen einen persönlichen Austausch von Ansichten einzuwenden haben. Die Ankündigung wird vom Publikum mit gemischten Gefühlen entgegengenommen, denn man hat nicht vergessen, daß auch früher schon Anläufe in dieser Richtung gemacht wurden, die aber zu nichts kamen.

In der modernen Türkei herrschen augenblicklich drollige Zustände. Seit dem 1. Dezember erscheinen, nach den Bestimmungen des Reformgesetzes, alle Zeitungen und sonstigen öffentlichen Anschläge, zum Beispiel Plakate von Wandelbildern und dergleichen in lateinischer Schrift. Die bisher gebräuchliche arabische

Schrift ist streng verboten. Angekündigt wurde das neue Gesetz bereits vor drei Monaten, aber in diesem Vierteljahr hat natürlich nur ein ganz geringfügiger Bruchteil des türkischen Volkes, soweit es überhaupt lesen oder schreiben kann, sich einige Kenntnis der lateinischen Schrift angeeignet, und das Lesen von Zeitungen steht nun mit einem Schlage still, um so mehr, als die neuen Verfügungen auch Massen von türkischen und arabischen Worten, die mit lateinischen Buchstaben nicht buchstabiert werden können, aus der Schriftsprache verbannt hat. Indessen studiert die Nation eifrig, angespornt von Kemal Pascha, der persönlich einigen seiner Minister Unterricht in der Schrift gegeben hat. Vom 1. Januar ab müssen sich auch alle privaten und Regierungsinstitute der lateinischen Schrift bedienen. Regierungsangestellte müssen bis zu Neujahr fließend die lateinische Schrift lesen können, oder sie verlieren ihre Stellungen. Die Massen werden in Abendschulen durch das Radio und zwölftausend Lehrer in der Schrift unterrichtet. Mit charakteristischem Fatalismus fügt sich das türkische Volk auch in dieses Unvermeidliche.

Aus Moskau wird gemeldet, daß zwischen der Tschechoslowakei und Frankreich ein Vertrag geschlossen worden sei, nach welchem die Tschechoslowakei im Falle einer Vereinigung zwischen Deutschland und Oesterreich die Städte Wien, Linz und Salzburg besetzt. Eine Frankreich verbündete Macht soll dann Klagenfurt besetzen. Die Oberleitung dieser Aktion soll in die Hände des französischen Generalstabs gelegt werden.

In Schlesien ist die ganze Textilindustrie stillgelegt. Von den ausgesperrten 50,000 Arbeitern entfallen allein auf die Stadt Landshut 3,000. Zu irgendwelchen Zwischenfällen ist es bisher nicht gekommen. Verhandlungen über die Beilegung des Streiks sind noch nicht aufgenommen.

In Afghanistan ist das Durcheinander noch in vollem Gange. Die Streitkräfte Habib Ullahs gehen gegen die Schias vor, von denen zahlreiche Anhänger bereits nach Persien geflüchtet sind. Nadir Khan hat sich zum König von Afghanistan ausrufen lassen. In einem Manifest erklärt er, daß er nach der Abreise des Königs Aman Ullah die oberste Regierungsgewalt übernommen habe. Er ruft in dem Manifest die Bevölkerung auf, die Waffen niederzulegen und sich wieder friedlichen Beschäftigungen zu widmen.

Quittungen

Für den Hausfreund eingegangen:

Amerika: E. K. Tilmann 2 Dol., **Bałuty:** Durch A. Müller 30. **Gorzenica:** F. Resiol 23. **Kalisch:** 94,50 **Klecko:** F. Glembocki 5,75. **Lodz II:** Ungenannt für einen Kranken Abonennten 5,30, A. Brodzinski 10,60. **Milejów:** A. Fichtner 5,30. **Pabjanice:** A. Schulz 10,60. **Plesewo:** R. Albrecht 55. **Równe:** J. Pohl 14. **Słoczkówka:** E. Hennig 10,60. **Słaborowice:** K. Zuch 27.

Allen lieben Gebern dankt aufs herzlichste die Schriftleitung.

Für den Kapellenbau in Kicin:

Im Februar eingegangen: **Kondrajec:** A. Potz 10. **Neudorf:** 30,70. **Toruń:** 31,70. F. Truderung 10. **Schwarzbruch:** 50. **Kulmsee:** 75,15, H. Riemer 50. **Hohenkirch:** Jugendverein 20. **Wawrzynkowo:** F. Bonkowski 20. **Trutowo:** O. Richert 10, F. Bonkowski 6, E. Foerster 50. **Tomaszewo:** Heinr. Neumann 50, G. Neumann 50, E. Neumann 100, G. Riemer 5, E. Eichhorst 20, Jugendverein 15, Herm. Neumann 30, G. Ziebart 10, S. Ziebarth 5. L. Wolf 10, G. Strohschein 25, E. Neumann 20, R. Naber 10. **Głowinsk:** R. Held 20, H. Held 20, E. Witt 1, E. Heide 20, B. Selinger 20, F. Bahr 20, W. Knopf 4, P. Aßmann 5, Pasadena, California: Chr. Selinger 100

Im März eingegangen: **Lodz:** A. Hübscher 5. **Posen:** Tellerkollekte 200, O. Tartsch 2, W. Ewert 2, Jungmädchenverein 10, Nachtrag 2. **Rawicz:** 85. **Leszno:** 26,70. **Przyłek:** 22,15. **Tarnowo:** 50,50. **Mieleszyn:** 67. **Strzyżewo:** 153,16. **Wydartowo:** 31.20. Gem. **Chodzierz:** 100.

Besten Dank, D. Schmidt.

Wydawca i Redaktor: A. Knoff, Łódź, Smocza 9a

Druk: „Kompas" Łódź, Gdańska 130.